

Welfenkirchener Zeitung.



Bezugspreis durch Boten ausgestellt oder durch die Post bezogen
für die Woche vom 29. Okt. bis 4. Nov. 7 Milliarden M. — Einzelnummer 1,5 Milliarden M.
Erscheint täglich, außer an Sonn- und Feiertagen.

Gratist-Beilagen:
„Welfenkirchener Sonntags-Zeitung“, „Am Herdfeuer“ und „Sport-Extrablatt“
Telegramm-Adresse: Welfenkirchener Zeitung. — Postfach-Konto Offen Nr. 18146.
Geschäftsstelle: Welfenkirchen, Straße 37, geöffnet von morgens 8-1 Uhr, 2-6 Uhr abends.
Fernsprech-Anschluss: Amt Welfenkirchen Nr. 124 und 125.
Verlag und Rotationsdruck von Chr. Ränckermann in Welfenkirchen.

Anzeigenpreis für 1 mm Raumhöhe (27 mm breit) für die Woche vom 29. Okt. bis 4. Nov.
Grundpreise: Ortsanzeigen 50, kleine Anzeigen nicht geschäftlicher Art und Familienanzeigen 30,
außertägige Anzeigen 80, Reklamen (30 mm breit) 250, Schlußzeile 18 000 000.
Grundpreis mal Schlußzahl ergibt den Anzeigenpreis.

Bei nicht sofortiger Zahlung der Anzeigen wird für das Lebensmalige Verzeihen der gestellten Rechnung ein Geld
von 5 Proz. des Rechnungsbetrages erhoben.
Für Entnahmen aus bestimmten Tagen und Wochentagen, sowie für Anzeigen, die nicht den gewöhnlichen
für Druckfehler keine Haftung übernehmen. Größter Rabatt gilt für Anzeigen, die den gewöhnlichen
wenn Zahlung nicht binnen acht Tagen nach Erhalt der Rechnung erfolgt. Im Falle von Abbruch, Stornierung,
Aussetzung, Betriebsänderung, Erziehungsantrag hat der Anzeiger keinen Anspruch auf Rückerstattung der
auf Abrechnung des Bezugspreises.

Nr. 246 (Erstes Blatt)

Mittwoch, den 31. Oktober 1923

59. Jahrgang.

Aus dem Abkommen mit den Wirtschaftskreisen.

Um die Wiederaufnahme der Arbeit im besetzten Gebiet.

Verhandlungen mit den Industriellen.

Kohlenkreise und Schiffahrt.

Paris, 30. Okt. (Telegr.) Nach einer Sammelung aus Düsseldorf werden die bevorstehenden Verhandlungen mit den Vertretern der Industriellen, die am 29. Okt. in Düsseldorf stattfanden, als ein großer Erfolg angesehen. Es sei eine grundsätzliche Einigung erzielt worden, daß die Industriellen sich zur Wiederaufnahme der Arbeit im besetzten Gebiet verpflichten. Es sei eine grundsätzliche Einigung erzielt worden, daß die Industriellen sich zur Wiederaufnahme der Arbeit im besetzten Gebiet verpflichten. Es sei eine grundsätzliche Einigung erzielt worden, daß die Industriellen sich zur Wiederaufnahme der Arbeit im besetzten Gebiet verpflichten.

Einzelheiten aus dem Abkommen.

Die Vereinbarung mit Krupp. Die Vereinbarung mit Krupp ist ein wichtiger Bestandteil des Abkommens. Sie regelt die Wiederaufnahme der Arbeit im besetzten Gebiet. Die Vereinbarung mit Krupp ist ein wichtiger Bestandteil des Abkommens. Sie regelt die Wiederaufnahme der Arbeit im besetzten Gebiet. Die Vereinbarung mit Krupp ist ein wichtiger Bestandteil des Abkommens. Sie regelt die Wiederaufnahme der Arbeit im besetzten Gebiet.

Die Inbetriebnahme des Rhein-Herne-Kanals.

Paris, 30. Okt. (Telegr.) Die französische Presse gibt folgende Mitteilung über den Kanal wieder, daß der Vertrag über die Inbetriebnahme des Rhein-Herne-Kanals abgeschlossen ist. Die französische Presse gibt folgende Mitteilung über den Kanal wieder, daß der Vertrag über die Inbetriebnahme des Rhein-Herne-Kanals abgeschlossen ist. Die französische Presse gibt folgende Mitteilung über den Kanal wieder, daß der Vertrag über die Inbetriebnahme des Rhein-Herne-Kanals abgeschlossen ist.

Die Transportfrage.

Paris, 30. Okt. (Telegr.) Aus gut unterrichteten Kreisen des Ruhrgebietes wird berichtet, daß die Verhandlungen über die Transportfrage im besetzten Gebiet in einem guten Fortschritt sind. Die Verhandlungen über die Transportfrage im besetzten Gebiet in einem guten Fortschritt sind. Die Verhandlungen über die Transportfrage im besetzten Gebiet in einem guten Fortschritt sind.

Am den Sachverständigenausschuß.

Neue Schwierigkeiten.

Paris, 30. Okt. (Telegr.) Aus einer Meldung des „Temps“ geht hervor, daß die englische Regierung nicht geneigt zu sein scheint, auszuscheiden, daß die Reparationskommission heute das Datum festsetzt, an dem die englische Regierung verlangt, daß man den Ausweg der Verhandlungen abwartet, die zwischen den Alliierten im Gange sind und auf die Ernennung eines Sachverständigenausschusses abgesehen. Die Reparationskommission heute das Datum festsetzt, an dem die englische Regierung verlangt, daß man den Ausweg der Verhandlungen abwartet, die zwischen den Alliierten im Gange sind und auf die Ernennung eines Sachverständigenausschusses abgesehen.

Der amerikanische Standpunkt.

Washington, 30. Okt. (Telegr.) Die „Times“ melden aus Washington, daß die amerikanische Regierung die öffentliche Kommunikation mit der von Polkare gebaltene Rede hätten nach Ansicht der amerikanischen Regierung eine Lage geschaffen, in der es amerikanischen Autoritäten der Wirtschaft möglich sein würde, an einer Unterbrechung der deutschen Zahlungsfähigkeit teilzunehmen. Die amerikanische Regierung die öffentliche Kommunikation mit der von Polkare gebaltene Rede hätten nach Ansicht der amerikanischen Regierung eine Lage geschaffen, in der es amerikanischen Autoritäten der Wirtschaft möglich sein würde, an einer Unterbrechung der deutschen Zahlungsfähigkeit teilzunehmen.

Die angeblichen französischen Sachverständigen.

Paris, 30. Okt. (Telegr.) Wie der „Reusort“ berichtet, hält sich Morgan, der als amerikanischer Teilnehmer an dem Sachverständigenausschuß angegeben wurde, bereits in Frankreich auf. Wie der „Reusort“ berichtet, hält sich Morgan, der als amerikanischer Teilnehmer an dem Sachverständigenausschuß angegeben wurde, bereits in Frankreich auf. Wie der „Reusort“ berichtet, hält sich Morgan, der als amerikanischer Teilnehmer an dem Sachverständigenausschuß angegeben wurde, bereits in Frankreich auf.

Die drohende Hungersnot am Rhein.

Köln, 30. Okt. (Telegr.) Wie das „Kölner Tageblatt“ mitteilt, ist die Lage im Ruhrgebiet, das der 15er Ausschuss der Rheinprovinz, der sich aus den rheinischen Parteiführern und einigen westlich bekannten Männern des Rheinlandes zusammensetzt, den Verzicht gemacht, mit der Rheinlandschaftsmission, insbesondere mit ihrem finanziellen Fortschritt, über die kommenden Dinge, vor allem darüber, wie das Wirtschaftswesen wieder neue Impulse bekommen könnte, keine Meinung. Dieser Verzicht, zu direkten Verhandlungen zu kommen, drohte zu scheitern, da das Rheinland über die Rheinlandschaftsmission, insbesondere mit ihrem finanziellen Fortschritt, über die kommenden Dinge, vor allem darüber, wie das Wirtschaftswesen wieder neue Impulse bekommen könnte, keine Meinung.

Kardinal Schulte bei Tirard.

Köln, 30. Okt. (Telegr.) Wie das „Kölner Tageblatt“ mitteilt, ist die Lage im Ruhrgebiet, das der 15er Ausschuss der Rheinprovinz, der sich aus den rheinischen Parteiführern und einigen westlich bekannten Männern des Rheinlandes zusammensetzt, den Verzicht gemacht, mit der Rheinlandschaftsmission, insbesondere mit ihrem finanziellen Fortschritt, über die kommenden Dinge, vor allem darüber, wie das Wirtschaftswesen wieder neue Impulse bekommen könnte, keine Meinung. Dieser Verzicht, zu direkten Verhandlungen zu kommen, drohte zu scheitern, da das Rheinland über die Rheinlandschaftsmission, insbesondere mit ihrem finanziellen Fortschritt, über die kommenden Dinge, vor allem darüber, wie das Wirtschaftswesen wieder neue Impulse bekommen könnte, keine Meinung.

die besetzten Gebiete zu besprechen. Tirard bedauerte bei dieser Gelegenheit, daß er wegen Arbeitsüberbürdung den Erzbischof nicht persönlich in Köln besuchen könne. Er habe ihm vorgeschlagen, den Kardinal im Automobil unter militärischem Schutz von Köln zu den Besprechungen abholen zu lassen.

Diese Besprechung zwischen dem Kölner Erzbischof und Tirard habe am Sonntag nachmittags stattgefunden und die Verhandlungen würden fortgesetzt.

Diese seien ergänzt worden durch die Besprechungen, welche gestern mit dem Vorsitzenden der Kölner Handelskammer Geheimrat Louis Hagen und dem Führer des Zentrums und der sozialdemokratischen Partei, Justizrat König und dem Beigeordneten Dr. Meersfeld (Soz.) stattgefunden haben. Das Blatt glaubt zu wissen, daß auch bei diesen Besprechungen die allgemeinen rheinischen Fragen nicht erörtert worden seien. Man habe sich lediglich mit den durch den Schritt angeregten Besprechungen beschäftigt. Nach den Besprechungen mit dem Kölner Erzbischof und den anderen Kölner Herren habe sich Tirard nach Paris begeben.

Wie die sozialdemokratische „Rheinische Zeitung“ dagegen behauptet, hätten die Herren eindringlich auf die durch separatistische Vorstöße noch außerordentlich gesteigerte wirtschaftliche und soziale Berrüttung im besetzten Gebiet hingewiesen. Im Verlaufe der Unterredung hätten sie Gelegenheit, die einmütige Stellungnahme der politischen Parteien zur Frage der Wiederrückführung deutscher Gebiete vom Reich darzulegen.

Der Reichskonflikt mit Sachsen.

Das Vorgehen gegen Sachsen.

na Berlin, 30. Oktober 1923. (Telegr.)

Das Vorgehen der Reichsregierung gegen Sachsen findet im allgemeinen bei den Parteien Zustimmung. Selbst die Sozialdemokratie hat unabweisend erklärt, daß die Zustände in Sachsen nicht haltbar seien, und daß ein Zusammenstoß der Sozialdemokratie mit den Kommunisten unmöglich sei. Der „Vorwärts“ hat sehr scharfe Worte der Verhöhnung gegen die kommunistischen Mitglieder der sächsischen Regierung gefunden. Wenn von der sozialistischen Presse auf der anderen Seite behauptet wird, daß die Reichsregierung nicht aus mit gleicher Härte gegen Bayern vorgehen werde, so ist dies nur eine Täuschung. Die Reichsregierung wird mit gleicher Härte gegen Bayern vorgehen, wenn sie das Gefühl hat, daß die Regierung in ihrem Vorgehen gegen Sachsen übertrieben hat, so muß dem widersprochen werden.

Nichts ist, das nicht nur in Sachsen, sondern auch in Bayern verfassungswidrige Zustände bestehen, aber die höhere Gefahr lag im Augenblick in Sachsen, das die sozialistische Presse ja selbst zugeben muß. Es muß andererseits auch eingewichen werden, daß gewisse Übertriebenheiten vorgekommen sind, wie z. B. das Verbot des Zusammentritts des sächsischen Landtages durch den General Müller. Solche Übertriebenheiten sind leider nur zu sehr dazu ansetzend, dem Wirtrahmen Rahmen zu geben, das es sich, wie sich der „Vorwärts“ ausdrückt, um objektive und mit fester Überzeugung durchgeführte Pläne handelt, um einen Bruch der großen Koalition herbeizuführen.

Man beachtet nicht nur in sozialdemokratischen Kreisen, sondern auch darüber hinaus in anderen Parteien, daß die Reichsregierung nicht weitgehend bis zu Beginn dieser Woche gewartet habe, weil das Verhalten der kommunistischen Minister in Sachsen der Sozialdemokratie bereits den Anlaß gegeben habe, den Bruch mit den Kommunisten zu vollziehen, was aber durch das Vorgehen der Reichsregierung gestoppt worden sei. In der Sozialdemokratie sollte man sich aber doch klar darüber sein, daß solche Übertriebenheiten immerhin in dem jetzigen Zustand erklärlich sind und daß unter Umständen für solche Maßnahmen verantwortlich zu machen sind, zumal die Reichsregierung sie sofort rückgängig gemacht hat. Es kann der Sozialdemokratie um so weniger unbekannt sein, daß bestimmt sehr weitgehende Pläne in Bayern bestanden und der sozialdemokratische Pressebericht sehr eingehende Mitteilungen über Pläne der radikalsten Organisationen in Bayern machte. Das Vorgehen gegen Sachsen ist durch das Verhalten solcher Pläne in Bayern hervorgerufen. Die Wirkung hat sich bereits infolgedessen gezeigt, daß diese Pläne einfallen durch das Vorgehen gegen Sachsen verteilt worden sind.

Die Tätigkeit des Reichskommissars.

Dresden, 30. Okt. (Telegr.) Der Reichskommissar Reichsmann a. D. Dr. Heine bezieht heute die Beamten und Angestellten der Staatskanzlei und des Ministeriums des Auswärtigen mit einer Ansprache, in der er u. a. sagte: Es ist meine Aufgabe, nachdem die bisherige sächsische Regierung abgetreten ist, in Verbindung mit dem Landtage möglichst bald wieder eine sächsische Regierung zu bilden. Ich habe, wie es mir möglich war, meine Aufgabe in der sächsischen Regierung zu erfüllen, aber bis dahin müssen die sächsischen Verhältnisse weitergeführt werden. Man muß alles aufheben, um Nahrungsmittel für die sächsische Bevölkerung bereitzustellen und eine ordnungsmäßige Verwaltung zu gewährleisten. In diesem Sinne bitte ich um ihre Unterstützung.

Der Reichskommissar erklärt einen Aufruf an die sächsische Bevölkerung, in dem er es als seine Hauptaufgabe bezeichnet, zusammen mit dem Reichshaus des Reichstages 4. Ordnung und Sicherheit im Lande wiederherzustellen, für die Ernennung der Bevölkerung zu sorgen und die Bildung einer neuen Regierung auf parlamentarischer Grundlage fördern.

Um die Regierungsbildung.

Dresden, 30. Okt. (Telegr.) Die Radikalfraktion der Staatskanzlei teilt mit: Die Verhandlungen der Parteien über die Bildung einer verfassungstreuen Regierung auf parlamentarischer Grundlage haben begonnen. Die Verhandlungen der Parteien über die Bildung einer verfassungstreuen Regierung auf parlamentarischer Grundlage haben begonnen. Die Verhandlungen der Parteien über die Bildung einer verfassungstreuen Regierung auf parlamentarischer Grundlage haben begonnen.

Große Spende des Papstes.

Rom, 30. Okt. (Telegr.) Der Papst hat eine Spende von 1,5 Millionen Lire (= 43,935 Millionen Mark) nach Deutschland geschickt. Daraus wurden eine Million Lire den Caritas-Veränden, 500 000 den Karitäten von Köln und Breslau zugewiesen und der Rest an die übrigen Bischöfe und mehrere Wohlfahrtsvereinigungen verteilt.

Amsterdam, 30. Okt. (Telegr.) Die Zeitung des niederländischen Roten Kreuzes hat die Initiative zur Bildung einer internationalen Kommission zur Unterstützung Rotkreuzer in Deutschland ergriffen.

Die Beratungen der Fraktionen.

Dresden, 30. Okt. (Telegr.) Der sächsische Landtag ist heute nachmittags 12½ Uhr kurz nach der Eröffnung auf 6 Uhr abends vertagt worden, um den einzelnen Fraktionen Gelegenheit zu geben, auf der gegenwärtigen Lage Stellung zu nehmen bzw. sich über die Wahl des neuen Ministerpräsidenten (Schlüß) zu beraten. Die Verhandlungen der Fraktionen untereinander dauern um 6 Uhr abends noch zu keinem Ergebnis geführt. Die Plenarsitzung des Landtages wurde weiterhin bis in die späten Abendstunden vertagt.

In der Nacht herrscht vollkommene Ruhe. Im Gesprächs- und Verkehrsleben ist von einem Generalstreik nichts zu bemerken.

Bonar Law gestorben.

London, 30. Okt. (Telegr.) Bonar Law, der seit einigen Tagen an fortwährender Augenentzündung erkrankt war, ist gestorben.

Andrew Bonar Law, dessen Krankheit schon vor rund acht Monaten den Stoff abwärts der Erörterungen bildete und die einige Zeit später zu seinem Auscheiden aus dem politischen Leben führte, ist im 57. Lebensjahre gestorben. Als Sohn eines schottischen Geistlichen in Kanada geboren, begann seine politische Laufbahn, nachdem er bis zu seinem Eintritt in das politische Leben als Kaufmann tätig gewesen war, mit seinem Eintritt ins Unterhaus. Als Anhänger der Opposition richtete sich seine Propaganda hauptsächlich auf die Einführung von Schulstellen. Entgegen seiner ursprünglichen Abneigung gegen einen Krieg mit Deutschland trat er kurz vor Kriegsausbruch lebhaft für die Vernichtung des Kontinentalen auf dem Weltmarkt ein. Bis zu seinem Tode hat er die Auffassung nicht aufgegeben, was auch aus der von ihm während seiner Ministerpräsidentschaft betriebenen Politik hervorgeht. Als 1916 das Kabinett Aquilith, dem er angehörte, zurücktrat, schloß er die ihm angetragene Ministerpräsidentschaft augenblicklich ab. In dessen Kabinett leitete er die Geschäfte des Schatzministeriums.

Als das Kabinett Lloyd George der immer härter werdenden Opposition erlag, übernahm er dann vor Jahresfrist die Bildung des neuen Kabinetts. Die schweren Anforderungen, die dieses neue Amt an ihn stellte, waren von einer schweren Krankheit befallenen Ministerpräsidenten in einer Zeit seines Rücktritts zu nehmen, in der die enge Politik einer gleichzeitigen und harten Verfolgung bedurfte. Die Ereignisse, die er seinerzeit zur Wiederherstellung seiner Gesundheit unternahm, hat es

1 Dollar = 64 838 000 000 Mark.

Amittige Devisenkurse.

30. Oktober 1923

29. Oktober

30. Oktober

29. Oktober

30. Oktober

29. Oktober

30. Oktober

29. Oktober

30. Oktober

29. Oktober

30. Oktober

29. Oktober

30. Oktober

29. Oktober

30. Oktober

29. Oktober

30. Oktober

29. Oktober

30. Oktober

29. Oktober

30. Oktober

29. Oktober

30. Oktober

29. Oktober

30. Oktober

29. Oktober

30. Oktober

29. Oktober

30. Oktober

29. Oktober

30. Oktober

29. Oktober

30. Oktober

29. Oktober

30. Oktober

29. Oktober

30. Oktober

Meine Luftgeschäfte.

Von Kurt Jacek.

Es ist kein Erbs; nein, es ist wirkliche Wahrheit, ich mache Luftgeschäfte. Und ich nicht allein, meine Frau macht auch welche.

Wir machen beide welche. Das heißt, wir sind beiderseits keine Doppel-Firma. Jeder macht seine eigenen Luftgeschäfte. Wenn heute auch sagen: Luftgeschäfte in sich — so lautet in wohl der banalste Ausdruck: „Luftgeschäfte“ hat aber für einen Rattefreund immer etwas Verlockendes. Freilich, wenn man, wie ich, eine Veranlassung unter freiem Himmel, Luftgeschäfte — das Heftische ist heute Kennzeichen.

Mein Freund Julius, der geistigste Bankmann, hat aus so lange mit seinen glänzenden Geschäften in „Luft“ — wenn er „Luft“ sagt, meint er immer „Luft“ — den Kopf heiß gemacht, bis wir uns entschlossen, den Rattefreund nach einem System mitzunehmen. Und jetzt tun wir's dafür auch gründlich und mit Eifer an. Wir kaufen Banknoten und verkaufen sie wieder, wenn sie schließlich geltezt sind. Und wenn sie fallen, was in schließlich auch mal vorkommt, dann fesseln wir sie. Dann werden eben neue gekauft, die die Scharte ausweisen müssen.

Wo wir die Milliarden zum Kauf der Banknoten hernehmen? Sie können mich nicht zu verheben. Wir machen doch die Luftgeschäfte in sich. Die Transaktionen werden bei uns am Familienrattegeistig, und zwar beginnt unsere Banknote, wenn

die Abrechnung mit den neuen Ratte kommt. Dann werden die „Luftgeschäfte“ aufgeführt, dann wird „Luft“ gekauft, verkauft oder „Luft“ — das es nur so eine Art hat. Und kein Mensch und keine Bank erfährt von der ganzen Geschichte etwas. Wir kalkulieren unter günstigem Ausblick der Deffektivität.

Wenn's Abendbrot kommt, kauft ich meine Frau natürlich sofort auf die Karte. Am Dienstag hatte sie einen ständigen Tag. Ihre Banknote waren von drei auf sieben — sieben aber — sieben — sieben und ihre Banknote hatte ich zu 25 erhöht. Sie konnte sich schließlich aller Sachen einen Gewinn von sechs — sieben — sieben. Sie kauft, nette, runde Sache, nicht?

Ich freute mich natürlich mit. Warum soll ich mich nicht auch freuen, wenn meine Frau Geld hat? Was meinen Sie aber, wie's mir ging? Mein Freund Julius hatte mir als glänzendsten Geheimnis die Banknote herüber geschickt. Heute haben sie noch auf 25. Ich soll mich freuen, wenn sie nicht bis Samstag das Doppelte schon hat, rante er mir zu. Natürlich hat ich an unserer Familienrattegeistig gleich drei Stück gekauft.

Wenn ich Julius hätte beim Wort nehmen wollen, hätte er sich in der Tat am Samstag freuen lassen

mögen. Meine Banknote waren bis auf summe 10 Milliarden gewachsen.

„Abwarten“, sagte Julius, „Sie kauft weiter.“ Ich dachte gar nicht daran, sondern „Luft“ ab“ mit 80 Milliarden Schade.

Zum Überdies wollte mir meine Frau über Nacht-Knoten, die auf die letzte Ebene gekommen waren, auch noch andrehen. Damit hatte sie jedoch bei mir kein Glück. 80 Milliarden Verlust auf einen Schlag ist für einen geistigen Rattefreund gerade genug.

Das sind unsere Luftgeschäfte. Sie machen uns mindestens ebensoviel Vergnügen wie anderen ihr Geld, Geldgeschäfte oder „Luft“. Wenn einer ein paar Milliarden gewinnt, dann schmeißt er sie wie der Spieler, der am Tisch sich seine fünfzehn Streichen einfallen lässt, dann erträgt sich eine Million oder mehr verliert, dann erträgt sich aus dem Bankier's Druck der Bank, der Geldverlust: „Gott sei Dank, es war nur ein Luftgeschäft.“

Und wenn wir bei diesem Spielzeugsystem auch nicht gerade hochkommen, so können wir andererseits auch niemals daran „hoops gehen“.

Und wir können ruhiger schlafen als mein Freund Julius, der geistigste Bankmann, der an seinen oder „Luft“ bereits „hoops gegangen“ ist.

Für die Frauenwelt

Die Moden verstehen.

Darüber plaudert Franz Adam in den „Misch. A. Nach.“

Es ist schon viel, vielleicht zu viel, darüber geschrieben und geredet worden, daß die Frauen so viel von der Mode folgen und sich nicht frei zu machen wissen von deren Tyrannie. Besonders, denn es liegt der Frau im Blut, „mit der Mode“ zu gehen. Außerdem können sie heute ja bereits darauf hinweisen, daß die Männer nicht besser wären; denn es gibt Herren, die holt so abhängig von ihrem Schneider und dessen Willkür, wie die Damen von ihrer Schneiderin. Wir werden also hier nichts ändern. Deshalb sei die andere Seite der Sache betrachtet.

Wer macht die Mode und wie entsteht die Mode? Wer die Mode macht? Man sollte meinen: Frauen für die Frauen. Viele Frauen glauben es. Und doch trifft das nicht zu. Gewiss haben sich in jeder Zeit viele Frauen hervorgetan als maßgebend bei der Modenschöpfung. Indessen: sie haben Kutscher, es sind Männer gewesen. Die Schneiderin macht die Mode nicht. Sie richtet sich nach der Modenschöpfung der Modenschöpfung oder vielmehr das wider, was in den ersten Modenschöpfungen erkannt wird. Diese Modenschöpfung steht aber in den Händen von Männern. Sie hat mit der Zeit keine Geschäftsmänner mehr gemacht. Das heißt, die Schneider überlegen lange und einander, was Neues zu schaffen sei. Sie denken im Sommer an die Wintermode, im Winter an die Sommermode und Sommermode. Und sie müssen schließlich eine gute Idee in der Mode mehr wert als die beste Praxis.

Vor allem wird, wenn die Idee vorliegt, gefragt, ob sie nicht etwa schon in den letzten Jahren bekannt war. Man wird bemerken, daß jede Mode grundsätzliche Änderungen schafft. Waren im letzten Winter lange enge Röcke modern, so wird man für den kommenden Winter gerade das Gegenteil anstreben. Der Geschäftsmann will umsetzen, die Frauen zum Kauf zwingen. Und weil das Gegenteil gesucht werden muß, so ist nicht jede Idee, die vielleicht zeitgemäß war, durchführbar. Demnach ist es klar, wie schwer es ist, immer etwas Neues, was „aus anderen“ zu haben. Aber das haben wir hier, über das ich heute ein neues Geschick, das über den Willen hinausgeht, daß wie der Diktator, so denkt auch der Modenschöpfer bei jedem Entwurf daran, ob er es für seine Zeit, abzuwenden kann. Wer gutes Geschick hat, wird sich erinnern, daß der russisch-japanische Krieg das Ammono schuf, wird gehört haben, daß die Entdeckung der Röntgenstrahlen Lichtstrahlen in England einwies. Und weil das Geschick der Welt, das die Welt der Röntgenstrahlen aufdeckte, den die alten Wissenschaftler zu haben. In den anderen Ländern scheint man sich nicht an dieser Idee zu haben. In Deutschland war man fast nur dem Krieg begeistert für die kaiserlichen, Schweizer, Krieger Berge. Und es kamen die Dirmbellfelder, die eigentlich lange für Feld behaupteten. Die große

Kraft der Damen nach Autoklassen war bereit, die bei der steigenden Teilnahme der Damen am Autofahren. Aber die Rasse blieb nicht nur für Autoklassen vorbehalten, denn die Modenschöpfung plaudert, für auch in die Tagesmode einzuwirken zu können. Sie teilen es mit dem Erzieher, daß heute noch viele junge Damen mit Kasse an unterliegen.

Kasse und gut: kein Gebiet, wo die Modenschöpfung nicht ihre Anregungen hatten. Ist aber einmal wirklich nichts Brauchbares vorhanden, nichts, was die alte Mode über den Haufen werfen könnte, so werden die Modenschöpfung Zeiten darüber und oft schon fünf alte Traditionen, wenig variert, wieder erkunden. Wir haben die Niedermeierzeit, die Zeit des Kolos bis heute.

So entsteht Mode, die Mode. Zufälle, Einflüsse, Anregungen aus dem Leben geben die Initiative. Wenn in neuerer Zeit wiederholt bei Modenschöpfungen auch die geistliche Seite der Mode beachtet wurde, so war das immer schon ein Beweis. Gewisslich geht die Mode über geistliche Erzeugnisse hinaus hinaus, und Mode wird Mode bleiben.

Das übermäßige Drängen der weiblichen Elemente in Berufe, denen ehemals nur Männer angehört, gebar allerlei Unbefindlichkeiten. Es ist die Frage, die heute noch oder wieder gelöst wird: Lohnrückgang und Überzahl der Arbeitskräfte. Noch und noch schreit man die Frau wieder aus den Jünten: wieder der ausprobierten Rechte geben sie verläßt. Der Beruf des Kaufmanns nimmt seinen Anfang. Handel und Verkehr gehen andere Wege. Der Weltmarkt erschließt seine Pforten. Der Industrie sind andere Bedingungen gestellt.

Zu Anfang des 18. Jahrhunderts sind Frauen aus allen Jünten ausgeschloffen. Der Weltmarkt hat begonnen. Der Unternehmer vermittelt zwischen Produzenten und Konsumenten. Die Frau treibt Heimindustrie und leistet billige Arbeit. Da wird in England die erste Spinnmaschine 1767, mit Wasserkraft betrieben, in Bewegung gesetzt. Eine Revolution entfaltet auf dem Gebiete des Arbeitswesens, aus Handarbeit wird Fabrikarbeit. Die Frauen sind es wieder, die die Nachfrage nach Maschinenarbeit vollständig decken. Sie überwinden den Arbeitsmarkt, das Verbot der Verboden, die Einflüsse anbieten wollen, erlassen werden. Sie vermögen jedoch nichts auszurichten. Bisher waren die unteren Volksschichten gewerblichen Arbeiten nachgegangen. Jetzt erklärt das kaiserliche Bild eine Wandlung. Die Bürgerstücken widmen sich Beschäftigungen, die Gewinn abwerfen. Früher hatten sie ihnen ganz fern gehalten, jetzt werden sie durch die soziale Notlage gezwungen. Einen Beruf nach dem anderen eroberst sich die Frau von der Mitte des 19. Jahrhunderts an. Von Amerika geht eine kulturelle Bewegung aus, die sich über alle zivilisierten Gebiete verbreitet.

Die letzten Gewerbebeschäftigungen haben zur Genüge dargelegt, daß die Frauen in ihren Beschäftigungsarten ihre Grenze weit vorgeschoben haben. Immer wieder zeigt sich dabei, daß die Frauen, die gewerblich tätig sind, meist unter dem 30. Lebensjahre stehen. Die Männer dagegen über dieser Altersgrenze. Vielleicht ist diese Tatsache dahin zu erklären, daß die weiblichen Kräfte, sobald sie sich verheiratet, ihrem gewerblichen Beruf Raet lassen. Heute findet man auch viele Fälle, wo verheiratete Frauen immer noch ihrem alten Beruf anhängen. Das dauert jedoch nicht nur solange, bis sie durch die Kinderzahl gezwungen werden, ihn aufzugeben.

Die eingangs erwähnte Tatsache, daß mit der fortschreitenden Kultur die Arbeitsverteilung sich immer mehr verschiebt, scheint sich bemerkbar zu machen. Heute sehen wir Frauen in Berufen, die ursprünglich männlich waren und ungeschickt. Nicht aus Emanzipation, sondern aus wirtschaftlicher Notwendigkeit nimmt die Frau an vielen Berufen teil. Es ist eben vielen weiblichen Wesen nicht gestattet, aus einem Erwerb zu sein. Sei es nun, daß sie nicht auf den Höhen des Lebens stehen, für Einkommen Sorge tragen müssen, oder daß sie vermögenslos verarmt sind.

Männer- und Frauenarbeit in Vergangenheit und Gegenwart.

Der Kampf ums tägliche Brot hat die Frau nicht erst in der Neuzeit ins gewerbliche Leben hineingezogen, sondern in den vergangenen Jahrhunderten stellt die Frauenarbeit einen ziemlich wichtigen Faktor in der Zivilisation dar.

In den ältesten Zeiten war eine besondere Arbeitssteilung, wie wir sie heute noch bei Naturvölkern bemerken, gang und gäbe. Der Mann widmete sich der Jagd, Viehzucht und allem, was damit zusammenhängt. Der Frau war die Bearbeitung des Feldes und die Bereitung der vegetabilischen Nahrung zugewiesen. Die Grenze zwischen den beiderseitigen Beschäftigungsarten war bei manchen Völkern so klar gezogen, daß der Mann die Aufgaben verbandelte oder besser gesagt verarbeitete und die Frau die Verarbeitung. Die Kultur schreitet aufsteigende Bahnen.

Die Geschichte erden in ihrer Arbeit einander. Eine fernere Schranke nach der anderen fällt weg. Und schon im Mittelalter sehen wir die Frau in einer Reihe von Gewerben beschäftigt, die vornehm als Männerarbeiten galten: in der Textilindustrie, in Metallarbeiten und Schleifereibereiten beschäftigten sich Frauen und Mädchen. In die Jünte verdrängten sie sich Europa. Im Jahre 1266 kam das Augsburger Stadtrecht Bönen und Tübingen, die das gleiche Gewerbe betreiben, die gleichen Rechte ein. War der Gatte oder Vater gestorben, so durfte die Wittfrau oder die Wittwe die Gewerbe selbständig weiterbetreiben. Frauen schloffen sich sogar im 13. und 14. Jahrhundert zu Jünten zusammen, so trat in Köln die Jünte der Schleifereibereiten und Wäfigerinnen in Erscheinung.



Am Herdfeuer.

Ar. 40

Unterhaltungsbeilage der Gelsenkirchener Zeitung.

1923

Tod und Begräbnis in Volksglauben und -sitte.

Von Ernst Eduard Reimerdes.

Seit den ältesten Zeiten hat man mit dem Sterben und Begraben eines Menschen zahlreiche Bräute und mancherlei Übergebräuen verknüpft. Vieles davon stammt aus bedäuflicher Zeit, nämlich die Vorzeichen und Vorahnungen, welche mit dem Tode in Zusammenhang stehen. Bei den alten Germanen gläubte man, daß die weisagenden Wesen, die in bestimmten Dingen unterhalten wurden, jedes Sterbefall vorherzusagen konnten. Sie erschienen angeblich auf dem Geist des Verstorbenen, so lange sein Leib noch nicht im Grabe ruhte. Hieran erinnert der Braut noch weit verbreitete Übergebräue, daß man zwischen dem Obren eines Schimmels hindurch, der möglichst schaut und nicht weiter will, Anglist und Tod sehen kann.

Gehr alt ist der Glaube, daß der Ruf des Käufers, auch wohl Leichhühner genannt, der Tod eines Menschen bedeute. Im Niederdeutsch legt man dem Gendrei der Elfter die Bedeutung bei. Von den Hund glaubt man ebenfalls, daß sie durch antwortendes Gebel den Tod eines Menschen verkünden. Nicht man soll einem belebenden Hunde über die Link Schulter, so steht man die Person, welche bald sterben muß.

Das übermäßige manöval Borahnungen haben, ist ein weisheitsreicher Glaube. Menschen mit Borahnungen leben, hören oder fühlen angeblich vor dem Tode einer Person voraus, sie erlebten a. B. einen Leichnam vor einem Hause, vernahmen das Fallen von Brettern, das Jungeln eines Sarges u. s. w. Auch die Träume spielen eine Rolle, von Jüften träumen oder im Traum eine Feuerbrant ohne Flammen leben, soll den oder einer nahestehenden Person bedeuten. Weist eine Uhr ohne Grund stehen, fällt ein Bild von der Wand, pikt der Holzwurm, Totenwurm genannt, fraden die Möbel nach, bekommt ein Baum im Winter Blüthen, findet man im Garten umgewandelt viele oder große Maulwurshügel, fangen die Kinder vor einem Hause eine Pieder, so steht bald jemand. Findet die Weibchen auf der Leinwand einer Person kleine rötliche Kreuze (Kreuzchen), so steht die Person nicht mehr lange. Fliegen krähenbe Raben über dem Kopf

eines Menschen dahin, so sind seine Tage gezählt, ein Übergebräue, den Jüften die alten Germanen fannten. Weiterhin bedeutet das Eingehen eines Grabhügels den Tod eines anderen Familienmitgliedes.

Um weiteres Anglist zu verstehen, beobachtet man heute noch vielfach allerlei abergläubische Borahnungen. Ist der Tod eingetreten, so öffnet man häufig die Fenster des Sterbezimmers, damit sie nicht perlspringen und die Seele den Leichnam verlassen kann, auch entfernt man alle Blumen, weil sie sonst ausgeben. Im Gegenjatz dazu werden die Fenster manchmal sofort geschlossen und die Spiegel im Sterbezimmer verbängt. In der Grabkiste Beutheim bleiben sie meist bis nach der Beerdigung geschlossen. In Westfalen wurde das Abgeben eines Menschen früher sofort dem nächsten Nachbar angezeigt, der die Kunde weitergab. Wer als Lechter die Nachricht erhielt und sie somit nicht weiter geben konnte, ging zu einem Eichbaum oder einem Baum und erzählte diesem die Trauertunde. Ist er das nicht, so blieb der Tod auf keinem Baue hängen, das heißt, es fand bald jemand darin.

Der Tod des Hausherrn wurde früher auf der Garteis sofort allem Vieh angezeigt; die Bäume der Garteis mußten ebenfalls benachrichtigt werden. Das geschah, indem man sie küßelte und dabei rief: Der Wirt ist tot; sonst gingen sie angeblich aus.

Früher war es allgemein bräuflich, bei Verstorbenen Totenwache zu halten und zwar mußten auf dem Lande bei einer jeden Person die üblichen Leichengüter des Dorfes abgewechselt werden. Zur Stärkung reichte man ihnen Gertrickungen (Sarg). Um sich die wechheit des Toten gegenwärtig zu lassen, ließen die Toten man allerlei Spiele und erzählten einander Geschichten; wickelnd wurde dabei. Die Sitte arteile mehr in Bäumen und Ästen aus, deshalb wurde sie schließlich verboten. — Vor dem Begräbnis wurde man früher den Sarg bismweilen noch einmal, damit Freunde und Bekannte sich durch Sündbrud vom Toten verabschieden konnten, wie es a. B. in der Bamberger Felde vor Jahrzehnten geschah. — Der Leich

aob man einen Eimer klaren Wassers nach, wenn sie das Haus verließ, weil der Verstorbenen sonst, wie man demselben Jüsten verbrannte man das Grab, welches dem Toten als Unterlage gebiet hatte. Die Schüssel, aus der er gewaschen worden war, trug man an einem Seile mit in den Sarg. Sobald dieser das Grabhaus verlassen hatte, legte man die Schüssel beim Seile um, auf welcher er gefunden hatte und sich sie so einige Zeit haben. Besagte bei einem Leichengedächtnis zuerst eine männliche Person, im anderen Falle eine weibliche (Sarg, Stendal etc.). B. hie beim Begräbnis der Wirt dem Jüsten entgegen, so blieb das Glid der Familie des Verstorbenen erhalten, hatte das Gefolge ihn aber im Rücken, so galt das für ein schlechtes Zeichen (Stendal etc.).

Gegen den Purus bei Begräbnissen wurden frühzeitig Veranordnungen erlassen und gewisse Normen aufgestellt. Wie es eine Leichengedächtnis auf, fannte man auch eine Trauerordnung, die den Schmutz an den Händen etc., die Kleidung der Verstorbenen dem Stande des Verstorbenen gemäß bestimmte. Für die Verstorbenen gab es ebenfalls bestimmte Verordnungen, auf deren Verletzung Strafen standen. Ueberreste der alten Leichengedächtnis finden wir heute noch hier und da auf dem Lande. Einzelne finden eine Bewirtung mit Kaffee, Kuchen, Butterbrot und Schnaps nach der Trauerfeier statt (Hannoverland). Söfing geben die Trauerfeier vorher nach Haus und veranlassen die schwarze Kleidung mit ihrem Sonnenhaat. In der Gegend von Celle wird gegenwärtig noch nach dem Begräbnis in der Dörkliche ein Gottesdienst mit Predigt abgehalten. — Die Sitte, dem Toten einen Kranz zu spenden, war früher lange nicht so verbreitet wie heute auf dem Lande konnte man sie fast gar nicht. Weist wurde der Sarg nur mit einer Buchsbaumkränze schmückt. Am Begräbnis des Toten hing man bis auf unsere Zeit häufig in der Kirche einen Kranz mit Widmungschrift auf der Inschrifttafel hängen ließ.

Kränze.

Ein kulturgeschichtliche Studie. Von Ernst Eduard Reimerdes.

Nach allem Bann schmückten wir am Feit der Toten die Grabhügel unserer Väterstatten mit Kränzen aus Tannen, Euphrasen, Eichen, Lorbeer oder andern Grün, wie man sie einst (seit Beginn des Mittelalters) mit Rosmarin schmückte, aus dem lange Zeit auch der Brautkranz gewunden wurde, bis die Werte an seine Stelle trat. Rosmarin war in germanisch-germanischer Zeit Braut und Helde geweiht, die die Geister der Verstorbenen in die Unterwelt geleiteten.

Von antiken Kränzen ist es nicht bekannt, daß sie den Toten Kränze weihen; wir wissen aber, daß das alte Kulturreich der Kgypter ihnen solche mit in den Sarg gab. Bei Königsmumien hat man ihre Leichentücher gefunden. In diesen Kränzen berührt die heilige Photosphäre vor, die den Kgyptern das war, was aus die Kose ist, von ihnen kommt aus die erste Kunde von den Blumen und ihrer Pflege sowie von der Kränzbilderei. Lieberbe beschreiben sich mit Delosblüthen, die Frauen tragen sie als Schmuck, man hat sie den Göttern als Widmungsgegenstand, so hat ihnen Kränze daraus aus Haus und Sarg sie ihnen um das Hals.

Von den Kgyptern lernten die Griechen, die als Eroberer ins Land kamen, die Sitte des Blumen schmückens kennen. Man wand Kränze aus Blumen, namentlich Rosen, wohlriechenden Kräutern wie Majoran, Salbei und Tannin, sowie aus Lorbeer und Myrtengewien. Kränze wurden den Helden im Feld, den Siegern im Wettkampf verliehen, man brachte sie auch den Göttern als Opfergabe dar und schmückte ihre Statuen damit. Apollo schmückte der Lorbeer, Jupiter das Eichenlaub, Bacchus Weinlaub, Juno weihte man Früchte und Blüthen des Granatbaums und Myrtena Delosbaumweide. — Bei feierlichen Gelegenheiten, Gastmählern u. s. w. trug man mit Vorliebe goldene Kränze.

Von den Griechen übernahmen die Römer die Sitte der Kränze; wie Plinius berichtet, kannte man im alten Rom anfanglich nur durch Kriegstaten erworbene Kränze, später wurden sie allgemein und galten lediglich als Schmuck bei Männern und Frauen. Plinius erzählt auch, daß man den Verstorbenen Blumen darbrachte, besaglichen Plutarch, bei der Beerdigung berühmter Toten schlangen sich Jüht, daß die Kränze häufiger Schmuck, als die Grabhügel fanden Blumen und Kränze bereits im Altertum ebenfalls Verwendung. Wie im Mittelalter ein Strohkränze als Zeichen höchster Schmach, so trug man aus Gras als größte Auszeichnung für Kriegsrühm, er wurde nur auf Senatsbeschlüssen verliehen, zum, er wurde nur auf Senatsbeschlüssen verliehen, wenn ein Feldherr einen vollkommnen Sieg über den Feind davongetragen hatte. Obwohl ohne materiellen Wert, war der Grasranz den tothbarsten, goldenen, juwelen geschmückten Kränzen als Ehrenzeichen weit überlegen. Er enthielt aus dem Brauch, daß der Besagte dem Sieger ein Stid Grabhoben des eroberten Gebiets überreichen mußte als Symbol der Weisung desselben. Erhielt der Weiber eines Grasranzes in der Deffektiv

lichteit, so jubelte man ihm zu. Im Theater er haben sich alle, selbst die höchsten Würdenträger, ihm an Ehren von ihren Eichen. — Im alten Rom war mit den Kränzen ein gewisser Übergebräue verknüpft, so schmückten Kränze angehängt gekrönten Schalk, während Eichenkränze Schalk vor Trauerfeier gewöhnten hatten.

Bei den alten Germanen war der Kranz aus Eichenlaub das Zeichen des freien Mannes. Das Christentum übernahm die Sitte der Kränze, sie waren ihm im Anfang ein Symbol des Märtyrertums. Aus edelem Metall, meist Gold geformt, hing man sie in den Kirchen auf, deren Altäre und Heiligenbilder man mit Blumen und Kränzen schmückte. — Im Mittelalter trugen Männer und Frauen bei feierlichen Gelegenheiten neben Kränzen aus Blumen häufig solche aus Goldmetall, mit Steinen verziert, im Sarg. Im dem Purus zu stehen und den Standesunterschied zu wahren, wurde den Bürgern und Bürgerinnen in manchen Städten das Tragen tothbarer Kränze verboten. — Auf dem Schlachtfeld und beim Turnier empfing der Sieger einen Ehrenkranz, auch den Weisthener wurde im feierlichen Wettstreit ein grüner Kranz als Lohn überreicht.

In späterer Zeit verfiel der Kranz als heiliger Schmuck für Männer und Frauen völlig, nur der Braut- und Totenkränze blieb übrig. In der Kunst aber hat der Kranz noch Quattrocento an bis zum Empire, das den antiken Kranz überall an Bauwerken, Möbeln u. s. w. anbrachte, eine wichtige Rolle gespielt.

Die „Fuldaer Zeitung“ veröffentlicht eine Reihe hochinteressanter Artikel und Abbildungen aus Deutsch-Ostafrika. Der Verfasser, ein vor dem Kriege in Deutsch-Ostafrika tätiger deutscher Kaufmann, schreibt u. a.: „Im Urwald findet man den Löwen nicht oder höchstens selten. Er liebt die offene Landschaft, lichten Busch, auch bewässerte Gelände, Schilfbetten und trockene Flussbetten. In der Wüste u. a. also etwa der Sahara, kommt der Löwe nicht vor; da müßte er Hungers sterben. In unserer früheren Kolonie Deutsch-Ostafrika war Simba (so wird dort der Löwe genannt) überall vertreten. Zeitweise wurde er geradezu eine Landplage, u. B. nach großem Aufstand, oder nach verlustreichen Eingeborenen-Aufständen, oder bei harter Viehhaltung ohne genügende Bewachung. Da fand er als Vorfahre überall Nahrung, vor allem Frauen und Kinder, die er mordete. Döcker wanderten dann aus. Ich habe solche verlassenen Ortschaften des öfters gesehen. Noch im Jahre 1904 wanderten Löwen in Dar-es-Salaam bis zum Joligebäude. Sie kamen gewöhnlich über den Njumbak-Arzel (Njumbak) und den Strand entlang, um die schmale Landzunge, und am Strand konnte man ihre Spuren im Sande verfolgen. Aus der Viehhaltung der Stadt, der mit Stämmen und Dornen eingekreisten Stadt, hat sich der Löwe in die Umarmung oder feste darüber hinaus, hinaus das Tier zu Boden, durchsicht ihm das Gesicht und trug seine Beute im Rücken in gewaltigem Satz über den Baum zurück ins Freie. In einiger Entfernung begann er dann seine Mahlzeit. Wurde er dabei vom Morgenlicht überrascht, so ließ er seine Beute im Stich und suchte einen Schlafplatz im nächsten Dickicht auf. In einer der folgenden Nächte kam er dann aber

Der König der Tiere.

sicher wieder, um sich an den Resten gütlich zu tun. Das machten sich natürlich die Säuer aus und setzten sich abends an, um den Löwen zu schießen. Nicht immer hatte man Glück, und die größten Schwierigkeiten waren als „Königstier“ manchmal recht klein und verärgert. Am liebsten fühlte sich viele dieser Jäger, die sich Löwen jagen, zu Danje. Aber das afrikanische Dekor mußte doch gewahrt werden, vor allem für die Heimat, wo man ja nicht alles kontrollieren konnte. Ein Bildhauermeister der afrikanischen Hauptstadt hatte, um den Bedürfnissen dieser „Jäger“ Rechnung zu tragen, sich einen ausgezeichneten Löwenjäger erworben, der wie dann der Mann in neuen Kakti geleidet, im 10. Dezember hohen Stiefeln, mit Zandische, Stambauer, Dold, Wästel, Gewehr; ganz Simba. Ein Fuß auf das erlegte Tier geteilt, die Kakti schaufer in den Händen, das Gattensauß nach auf den Beihauer gerichtet, so präsentierte einige Wochen später die stolze Mutter in Form eines Bildes ihres Herrn Sohnes, dieses Löwenjägers, dieses unüberwindlichen Pioniers, den es an den Nachbarn, die bis dahin gar nicht geahnt hätten, welche Krieger- und Geisteskräfte in Wästel und Stiefeln schlummerten. Am liebsten holt sich der Löwe unsere Haustiere: Kind, Hase, Schaf, da ihm diese weniger Widerstand leisten können als Wild, das er mühsam bekämpfen und jagen muß, und das sich ihm oft durch die Flucht entzieht. Von Wild scheint er Zebra- und Büschweiden anderen Arten vorzuziehen. Viele Pfleger haben auf ihren Plantagen sogar einige Löwen, die als Ziergehege die oft recht hübschen Wildschweine in Schach halten, vor wenn der Löwe wegen Mangels an Fraß dem Menschen gefährlich wird, acht man

ihm mit dem schweren Tellerstein und der Büchse energisch zu Leibe. Hat die Löwin Junge, so verzögert sie oft alle Vorstöße und holt sich Menschenfleisch. Auch alle zahme Löwen, denen die Jagd auf Wild begehrt wird, halten sich an den leicht zu überwindenden Menschen. Manches wasserhohle Negerweib ist von der Quelle oder dem Brunnen nicht zurückgekehrt. Der in der Nähe lagernde Löwe hat sie geschlagen, wesenlos und verzerrt. Wenn auch die meisten Löwenjäger glücklich und erfolgreich endigen, so hat doch auch eine ganze Anzahl meist junger Männer durch unglückliche unbedachte Zufälle ihr Leben dabei eingebüßt. Kommt da eines Tages ein Neger auf das Gebiet, am in T. gelassen und berichtet, daß eine halbe Stunde von der Stadt ein Löwe im Gebüsch liege. Feldwebel K., ein Sekretär und etwa 10 Afaris machen sich auf, um ihn zu schießen. Der Busch wird umflicht und der Kreis schließt sich langsam. Da sieht ein Afari den langsam sich drückenden Löwen auf einen Augenblick und schließt. Sofort bricht das getroffene und gereizte Tier auf der andern Seite aus, stürzt sich auf den unvorbereiteten Feldwebel und schlägt ihn zu Boden. Schiffe fallen, der Löwe prängt ab, der arme K. aber liegt mit einer Kugel in der Brust tot im Busch. Starres Entsetzen. Niemand weiß, wer der unglückliche Schütze ist; alle haben in der Aufregung geschossen. In einer Entfernung von 50 bis 60 Meter flüchtet der Löwe. „Dort läuft er, schließt ihn, tötet!“ ruft der andere Europäer, und eine Salve wirft das Tier aus wirklich um. Das ist ein trauriger Zug, der sich eine halbe Stunde später durch die Stadt bewegte: Auf einer aus Knäueln bestehenden Bahre der tote Kamerad und, an einem dünnen Baumstamm getragen, der erlegte Löwe.

Welte Rosen.

Von Marie Stahl.

Es roch nach weissen Rosen — überall — unter den breitaftigen Kastanien und dunklen Ulmen im Park, im schneidigen Pavillon, auf der Gartenterrasse unter dem Geleitzbaum, bis in die hohen, kühlen Gemächer des alten Landhauses hinein.

Dieser lauliche Rosenduft demokratisiert die Luft in dem altertümlichen Herrenhaus, in dessen einfach, traulichen Räumen so viel Gemüt, so viel christlicher Sinn und Sittenstrenge wohnt.

In einem dieser geräumlichen Zimmer mit Gemäldenportraits und echten Jugendstilmodellen geschnitten, lag eine ältere, in mildes Laubengrün gekleidete Dame in einem Stuhl und las laut, mit vornehmer, gedämpfter Stimme aus Frentas „Athen“.

Wunderbar klar und glodenrein, in tiefem, melodischem Tonfall rollen die Worte von den feinen, blauen Lippen der Vorleserin — sonst ist alles tot, still. Es gibt kein Flüstern in dem duffen laubigen Gemach, nur zwischen ein herzlich müder Vogelruf aus der Tiefe des Parks durch das geöffnete Fenster.

In diesem offenen Fenster hat ein junges, liches Mädchen mit einer Quastenflossler befaßt. Vor ihr in einem Glase steht ein Büschel Rosen, die sie auf einem Stammbuchblatt, das bereits einen Bibelforts in goldener Fratzenfrisur trägt, kopiert. Doch auch diese vollstehenden Rosen tragen denselben Duft der Verwundung, der den sterbenden Sommer verflücht.

Die alte Dame klappt, am Ende eines Kapitels, das Buch zu. „Liebes Kind, die Zeit ist um. Wir müssen jetzt unseren Spaziergang machen. Wir haben heute die frische Schifferfrau auf dem Bormerz zu besuchen.“

Die Tochter legt sofort den Pinsel nieder und bebt ihr blühendes, sonniges Gesicht von der Arbeit.

„Ach, Mutti, laß uns auf dem Rückweg durch den Unterholz gehen, es muß heute herrlich im Walde sein!“

Die Mutter nickt zustimmend, und während das junge Mädchen seine Malgerätschaften aufhebt, summt es fröhlich:

„Wo laut die Büschel knallen, Da ist des Jägers Luft — — —“

„Grüde Frau, Herr von Branten wünscht seine Antwort zu machen“, meldete der eintretende Diener, dem man das Hausstatutum an der Reinspitze ansieht.

Die grüde Frau wird sehr ernst bei dieser Meldung und das zögere Gesicht der Tochter erblickt. „Hören Sie den Herrn in das Wohnzimmer, Dunkelmann, ich komme gleich.“

Einige Stunden später fand die junge Frau am offenen Fenster ihres traulichen Mädchenstübchens und lauschte dem duffen eines die Landstraße hinab sich entfernenden Pfluges.

Sie schloß die Leise und Tränen rannen über ihre Wangen, dann lauschte sie laut auf und presste die Hände auf das Herz, das sein Glück kaum zu fassen vermochte.

„Er, der Herrliche vor allen!“ — War sie denn jeiner wert?

Auf eine Gartenbank unter einer Buche kam sie nieder, mit bestemmtem Atem, mit fliegender Röte auf den Wangen, mit verlegenden Knien. Sie presste die Hände auf das hochschwellende Herz und lauschte hinaus mit gespannten Augen.

Aber es ist umsonst. Sie kann nicht hören, was in dem Wohnzimmer, mit den feierlichen Sesseln und mächtigen Sofas, unter dem Kristall-Lüster verhandelt wird, zwischen der Mutti mit den tränenfeuchten, tiefbewegten Jügen und dem stattlichen Mann, der trotz aller Welt und situationsbeherrschenden Sicherheit, in diesem Augenblick verlegen am Schnurrbart kaut.

Die Mutti hat das leise Wehen und Kaskeln der fallenden Blätter, sie sieht wie bählig die faulen, sich entblätternden Blumen sind — aber sie glaubt es ja nicht, das große Leid, sie hört es mit verschlossenen Ohren, das Sterbelied — die Klage, daß auf jeden Lebens ein Herbst, ein langer, toter Winter folgen muß.

Sie glaubt an den ewigen Frühling des Glücks. Und rings umher weite Rosen!

Jetzt kommt der alte Dunkelmann den Kiesweg daher und meldet im trockenen Amtston: das angedeutete Mädchen möchten im Wohnzimmer erscheinen.

Wie ihre Füße sie dahin getragen, war ihr später ein Rätsel.

Liebes Kind, Herr von Branten wünscht Dich zu sprechen“, sagte die Mutter bei ihrem Eintritt und ließ sie beide allein.

Herr von Branten hob ihr schnell einen Stuhl hin. „Bitte, angedeutete Mädchen, fallen Sie nicht um.“

„Sagten auf das junge Mädchen herab, das jetzt auf der äußersten Stufenstele vor ihm saß, mit einem Gesicht, als sollte sie gerichtet werden.“

Mein angedeutete Mädchen, ich hoffe von ganzem Herzen, es ist Ihnen kein Geheimnis mehr, was ich Ihnen sagen möchte. Nachdem ich mit der Zustimmung und Erlaubnis Ihrer Frau Mama geholt habe, frage ich Sie offen und ehrlich, ob Sie meine Frau werden wollen.“

Eine stierende Hand streifte ihm ins Gesicht. Er küßte diese weisse Mädchenhand, dann deutete er sich über die bebende Kehle und machte eine Bewegung, als wolle er sie an's Herz ziehen.

In diesem Augenblick trat Frau von Helling ein. Eine hübsche, ernste Geste folgte.

Einige Augenblicke der Mama, unter dem besten, uniform über dem Sofa hing, im goldenen Parodienrahmen, tauchte das Brautpaar den ersten Kuß.

Einige Stunden später fand die junge Frau am offenen Fenster ihres traulichen Mädchenstübchens und lauschte dem duffen eines die Landstraße hinab sich entfernenden Pfluges.

Sie schloß die Leise und Tränen rannen über ihre Wangen, dann lauschte sie laut auf und presste die Hände auf das Herz, das sein Glück kaum zu fassen vermochte.

„Er, der Herrliche vor allen!“ — War sie denn jeiner wert?

War sie des Glückes wert, ihm ihr ganzes, ungeteiltes Herz, die ihr zum Leben erwachte Seele mit der ganzen heiligen Glut ihrer von Mutterhand sorgsam behüteten Jugend, zu schenken? Wie sie ihn liebte!

Als den besten, edelsten, treuesten Mann, dessen Herz ebenso ungeteilt und unentwacht ihr gehörte, wie ihm das ihre.

Sie bedachte und lächelte unter seligen Tränen und faltete die Hände zum Gebete.

Da entblätterte sich die Rose, die er ihr beim Abschied gegeben, und auf ihre gekalteten Hände fiel der weisse Kelch.

Die Landstraße hinunter tracht ein einlamer Reiter. Ein klarer, albanischer Mond steht am frühen Abendhimmel über schwarzen Fichtenwäldern, graugelben Stoppelstern und Karstfelsen mit dünnem, braunem Kraut. Über den weissen Staub der Landstraße fallen die Schatten der knorrigen Obstbäume rechts und links und in dem verwelkten Gras der Grabentraine girzen die Reime.

Ah und zu kommt ein müder Windhauch über die Stoppeln, wie ein durstiges, lechzendes Seufzen.

Der Reiter steht gerade vor sich hin, mit dem Ausdruck eines Mannes, der mit einem unabänderlichen Entschluß fertig geworden ist.

In hartem Trab geht es die Chaussee hinunter, durch die nachtschönen Felder, durch Dörfer mit Hellenabendsruhe auf den Strahlen, auf deren Hügelhöfen friedliche, arbeitssüßige Menschen hocken und Feuer durch die kleinen, blauen Fenster leuchten. Korbei an Rehmstüben und stattlichen Herrenhöfen bis die Stadt aufsteigt mit ihrem Qualm und Dunst, mit ihrem Dröhnen und Rären, ihrem Staub- und Gasgeruch. In der Vorstadt, unter lauchigem Buschwerk versteckt, liegt eine kleine Villa.

Das bronzierte Tor der Einkahrt ist noch weit offen und das Pferd des Reiters von der Landstraße will eindringen, wie aus alter Gewohnheit.

Der Reiter lenkt vorbei, doch mit einem jähen Entschluß kehrt er um und reitet in den kleinen, gepflasterten Hinterhof, wo ihm ein Diener, ohne ein Wort zu verlieren, das Pferd abnimmt.

Wenige Sekunden später ist er mit seinen hohen, bespannten Reiterstiefeln, in einem tiefen, weichen Sessel, einer schönen Frau gegenüber, die wie eine Sibille auf einem Bärenfell vor einem leeren, kleinen Kammerfeuer sitzt und sich damit amüsiert, kleine Tannensapfen in die Glut zu werfen.

Das ganze Zimmer ist blutrot. In dem schwachen Feuerlicht verschwinden die Konturen der einzelnen Gegenstände, aber überall leuchtet das tiefe, warme Rot. Und das ganze Zimmer riecht nach weissen Rosen — betäubend, berauschend.

„Wo mein bester Freund, der Wästel ist gefallen. Ich gratuliere von Herzen.“

„Danke, Grüde!“

„Ja, was nun?“

„Ich erwarte mindestens eine Schilderung Ihres Glückes.“

Der Teetisch, der über dem Kammerfeuer hing, fing leise an zu klingen, es war unbefriedigend beaglich in dem kleinen, roten Zimmer, an dessen verborgenen Fenster Klimatisierern pochten und ein lustiger Nachtwind Einlag beehrte.

„Ich arrangiere mich während durch diese Partie. Die Mitteilungen, die mit meine Schwiegermutter sehr lebenswürdig und gewerlos machte, übertraten meine kühnen Erwartungen.“

„Bitte, etwas weniger nägeln in dieser poetischen Abendstunde zu sein. Ich höre so gern nette Liebesgeschichten. Es ist mir ganz egal, wie Sie sich arrangieren und was Ihnen Ihre musterhafte Schwiegermama über die wohlgeordneten Verhältnisse derer von Helling mitteilt.“ Ich möchte gern hören, wie und wo Sie Ihrer Frau zuerst Ihre rührende Liebe bekundet haben und wie sich doch ein Kind dabei benimmt.“

„Ich wundere mich über Ihre Darmlosheit. Sollte Ihnen unsere deutsche „höhere Tochter“ wirklich noch eine unentdeckte Welt sein? Einem solchen höheren Wesen spricht man nicht von Liebe und derlei süßen Liebesgeheimnissen, sondern man hält um ihre Hand an, nach dem man sich herzlich bei der Frau Mama in der „alten Stube“, die Erlaubnis dazu scholt hat. Das

ist dann eine schöne, rührende Familienzene! Es fließen einige mütterliche Tränen — der Geist des Braut hat Velleitungen vor heraufbeschworen, die aus wie Jemand, der mitten im großen Staatszeremonie Welt und ihrer Herrlichkeit erschauen soll.“

Die schöne Frau auf dem Bärenfell lagte und schloßerte einen kleinen Tannensapfen in die Glut, daß die Funken floben.

„Ach, geben Sie! Stefanie von Helling ist ein reizendes Geschöpf — ich kenne sie genau.“

„Ja, sie ist reizend und sie wird eine ganz vortreffliche Frau werden“, sagte Branten im Ton warmer, ehrlicher Überzeugung. „Sie wird auch einen ganz braven, soliden Mann aus mir machen, der höchstens noch einmal die Woche in's Kasino geht, seine Gesundheit vollständig herstellt, seine Studien mehr macht, sondern keine Papiere vorzulesen anlegt.“

Trotz der Feuerluft war die Baronin sehr blaß geworden und ein Schauer ging durch ihren Körper. „Arme Stefanie!“ flüsterte sie leise.

„Sie befehlen Baronin?“

„Sie freude halb bittend, halb befehlend die Hand aus.“

„Wie ich Ihnen also bereits sagte, verehrte, grüde Frau, schiden Sie Ihren Sohn nach dem Süden, wenn Sie es irgendwie ermöglichen können. Dort allein könnte er sich gerettet werden.“

Der Reiter stand auf und reichte ihr in tiefem Mitgefühl die Hand.

Frau Rene horchte sich wie abwesend über die Glut, ihre Augen fixierten auf irgendeinen Fleck, Leidenhafte bedachte ihre Wunden.

„Der Reiter“, — „Kammette“, — „so — so — haben Sie gar keine Hoffnung mehr — — — Ihre Stimme erstickte in Weh und Jammer.“

„Das will ich nicht sagen, aber ich darf Ihnen, als der Mutter, den furchtbaren Ernst seines Zustandes nicht verhehlen. Wie gesagt — ein Aufenthalt im Süden wird oft Wunder. Kopf hoch, grüde Frau, ihn dürfen wir nicht merken lassen.“ Er gab ihr noch einmal die Hand. Mit atternden Knien wollte sie hinaus.

Rein. — Er durfte nichts wissen. — — —

Medanisch stieg sie die Stufen hinauf, die in den Garten führten. Draußen fand eine Bank, sie setzte sich. Krampfhaft hatte sie die Hände ineinander geschlungen.

„Lieber Gott — lieber Gott —“ Weiter kam sie mit ihrem Gebet nicht. Sie konnte einfach nicht denken.

Ein Aufenthalt im Süden kann ihn retten — ein Aufenthalt im Süden kann ihn retten — — —

Sie hatte das gebantenlos immer wieder vor sich hin.

„Wenn Sie das irgendwie ermöglichen können —“

Aber das konnte sie nicht ermöglichen — nein — das ging nicht — woher sollte sie denn die Mittel dazu nehmen?

Ihre geringe Witwenpension und die Zinsen des kleinen Kapitals hatten nicht ausgereicht, für sie und den Jungen. Da war sie zur Bank gegangen, um ihm den Betrag des Gymnasiums gestatten zu können. Und dann hatte die Kriegerzeit das kleine Kapital aufgefressen — dann war die Sorge herabgekommen.

Aber es war trotzdem weiter gegangen, denn Werner hatte fleißig Stunden gegeben. Wie oft hatte er sein verzagtes Mutigen lachend abgelehnt, wenn es fragen wollte.

Und ihr geliebter Junge studierte, gab keine Stunden und lebte sein frommes, fröhliches Jünglingsleben, traut den Begehr der Freude und Jugendlust als Student in der festen Zuversicht auf kommende, goldene Zeiten.

Und nun kam das Schicksal mit ebenen Schritten daher. — — —

Am Abend schwirrten die Schwalben beim Sternensicheln um leuchtend über den Wiesenbach, wo die knorrigen Weiden schon schlafig waren, wo Lämmer am Nachmittags die letzten Grasbüschel rupften.

Lauflos glitten die Schwalben über die flüchtigen Bachweiden, als wollten sie sich hören. Dann flogen sie auf dem leuchtenden Nordwind fliegend und streuten das blaue Himmel, wie unzählige, himmelsfarbene Gedanken. An der alten Dorfkirche, ganz oben an der Kreuzkuppe hangen sie zum letztenmal einen Choral. So wunderlich, so herzensvoll. Sie wählten ja nicht, ob sie ihn wiederholen würden nächstes Jahr in veredelungsreicher Frühlingsnacht. Dann schlummerten sie dorfschuldenmäßig einen Moment im Schnabel. — — —

Am Morgen vernahm es. — — —

Im glatten Bahnen glitten die Schwalben über die nassen Dorfstraßen. Segelten an den kleinen Dorfteich vorbei, wo im Sommer so viele Mädchen getanz, so die herzlich munden, freuten dann nach dem trauten, zissigen Schuß aus dem Knäuel der armen Häuserwitwe freigehten sie zum letztenmal die alte Blonke so hart, als hätten sie Mutterhände.

Dann jagten die Schwalben fort. Nach des Südens flüchtigen Bogen, da ist der Himmel blau und die Sonne golden.

Auf den Telegraphenbrücken an dem niebligen Posthaus, wo einmal die gelbe Postkutsche hielt und der Schwager so lustig sein Horn blies, schwirrte fleißig die Schwalbenfamilie. Auf einmal haben sie sich, ein wunderbares Lieb. Wie Hunderte fleißiger Aktenführer horten sie auf den Dächern. Und

plötzlich begannen die Rollen melodientrauen zu tanzen. Am Himmel färbte sich jähmarischum der Regenbogen und darauf lobten Tausende neuerger Engelchen, die sich das Lieb abschrieben, um es bei der nächsten Heiter im Himmel zum Besten zu geben. Zum Dank hoben die Engelchen den Weg zur Sonne, nach dem Süden fliegen. Der Regen rieselte nicht mehr, als sie fortflohen.

Wer sich noch mehr die Schwalbennotizen auf den Telegraphenbrücken abschreiben hat, weiß ich nicht. Nur weiß ich, daß er der gelehrte Rünftler dieses Winters geworden wäre, daß er eine Nacht, erhabene Ruhe uns hätte aufzuführen können in dem Tannam der modernen Musik.

Die Schwalben sind fort.

Von Antonius Franz.

Die Schwalben sind fort. Nach des Südens flüchtigen Bogen, da ist der Himmel blau und die Sonne golden.

Auf den Telegraphenbrücken an dem niebligen Posthaus, wo einmal die gelbe Postkutsche hielt und der Schwager so lustig sein Horn blies, schwirrte fleißig die Schwalbenfamilie. Auf einmal haben sie sich, ein wunderbares Lieb. Wie Hunderte fleißiger Aktenführer horten sie auf den Dächern. Und

plötzlich begannen die Rollen melodientrauen zu tanzen. Am Himmel färbte sich jähmarischum der Regenbogen und darauf lobten Tausende neuerger Engelchen, die sich das Lieb abschrieben, um es bei der nächsten Heiter im Himmel zum Besten zu geben. Zum Dank hoben die Engelchen den Weg zur Sonne, nach dem Süden fliegen. Der Regen rieselte nicht mehr, als sie fortflohen.

Wer sich noch mehr die Schwalbennotizen auf den Telegraphenbrücken abschreiben hat, weiß ich nicht. Nur weiß ich, daß er der gelehrte Rünftler dieses Winters geworden wäre, daß er eine Nacht, erhabene Ruhe uns hätte aufzuführen können in dem Tannam der modernen Musik.

Die Schwalben sind fort.

Von Antonius Franz.

„Geben Sie jetzt. Geben Sie. Und kommen Sie n. e mehr wieder. Nie!“

Sie war berückend schön wie sie emporsteht mit der geschmeidigen Gestalt und der Feuerheit über ihr weisses Kleid und ihr leidenschaftlich errötetes Gesicht hinlobte.

Auch der große, stattliche Mann war tief erblüht. Er ging einen Schritt auf sie zu.

„Alte — ich kam, Ihnen Lebenswohl zu sagen.“

„Ich weiß, es muß sein —“ sagte sie tonlos und schlug die Hände vor das Gesicht.

„Alte — mit Ihnen sage ich der Freiheit, den Jugend — dem süßesten Traum des Lebens abe —“

Er zog sanft die Hände vor ihrem Gesicht und sahen sich beide mit einem Blick voll Schmerz und Leidenschaft an. Dann küßte er die kleinen, eisernen Hände und eine.

Klangarm ritt er beim durch die dunklen Alleen des Stadtparks.

Er atmete ein paar Mal tief auf und stich mit den Hand über die Stirn, als wolle er Erinnerungen und Träume verjagen, aber sie blieben über ihm und sahen mit ihm wie der weisse süße Duft des Herbstes Sommers, der die stille Nacht erfüllt.

Seine schmalen Hände waren so durchsichtig geworden, nördlich suchte sie auf der Decke hin und her. Das Fieber hatte seine Wangen gerötet, würde es denn nie weichen? Als sie ihn zum Abschied auf die abgekehrte Wange küßte, war ihr Entschluß mit diesem Kuß befestigt. Wie ein Gelübnis war es: Ich rette dich! — — —

Sie reiste mit Werner nach der Schweiz. Unglücklich hatte er diese Wundermärchen angenommen.

„Können wir denn das, Mutigen? Daß du das große Los gewonnen?“ fragte er immer wieder. Sie lachte, und er merkte es nicht, daß dies Lachen aus einem blutenden Herzen kam, er hörte nicht, wie ihre Seele in Jammer und Leid schrie. Dankbar und froh nahm er ihr Opfer an, ohne sich Gedanken zu machen. Wie Jugend eben ist. Mutigen war ja so veranlagt, da konnte ja alles nur auf sein. — — —

Er erholte sich sichtlich. Sein Körpergewicht nahm zu, der Husten ließ nach. Frau Rene dankte Gott auf Knien, so brachte sie ihr Opfer nicht umsonst. Was es sie kostete, wußte allein der Herrgott. — — —

Verbiat reiste sie wieder heim.

Er war in besserer Pflege und in wenigen Monaten sollte sie ihn ja wiedersehen.

Er schrieb veranlagte Briefe und sprach immer von seiner Besserung. Keine Antwort kam ihm, daß er ihr etwas verheimlichen konnte.

Und dann kam das furchtbare Wiedersehen. Und mit diesem Wiedersehen die Erkenntnis, daß sie sich umsonst geopfert, daß sie ihn nicht hatte retten können. Sie brach fast darunter zusammen, nur der Gedanke an ihren Jungen hielt sie noch aufrecht. Er ahnte nichts von seinem hoffnungslosen Zustand. Mit einem Wachen auf den Lippen schloß er ein. — — —

Jetzt ist die Welt ganz leer für sie. Tränenwels gibt sie ihr Gerahel dem unselbstigen Mann, ihre sollte sie ihn ja wiedersehen.

— — — Und die Sterne treifen wie sonst. Einig Mutter Leid kennt nur Gott.

Die Schwalben sind fort.

Von Antonius Franz.

Die Schwalben sind fort. Nach des Südens flüchtigen Bogen, da ist der Himmel blau und die Sonne golden.

Auf den Telegraphenbrücken an dem niebligen Posthaus, wo einmal die gelbe Postkutsche hielt und der Schwager so lustig sein Horn blies, schwirrte fleißig die Schwalbenfamilie. Auf einmal haben sie sich, ein wunderbares Lieb. Wie Hunderte fleißiger Aktenführer horten sie auf den Dächern. Und

plötzlich begannen die Rollen melodientrauen zu tanzen. Am Himmel färbte sich jähmarischum der Regenbogen und darauf lobten Tausende neuerger Engelchen, die sich das Lieb abschrieben, um es bei der nächsten Heiter im Himmel zum Besten zu geben. Zum Dank hoben die Engelchen den Weg zur Sonne, nach dem Süden fliegen. Der Regen rieselte nicht mehr, als sie fortflohen.

Wer sich noch mehr die Schwalbennotizen auf den Telegraphenbrücken abschreiben hat, weiß ich nicht. Nur weiß ich, daß er der gelehrte Rünftler dieses Winters geworden wäre, daß er eine Nacht, erhabene Ruhe uns hätte aufzuführen können in dem Tannam der modernen Musik.

Die Schwalben sind fort.

Von Antonius Franz.

Die Schwalben sind fort. Nach des Südens flüchtigen Bogen, da ist der Himmel blau und die Sonne golden.

Auf den Telegraphenbrücken an dem niebligen Posthaus, wo einmal die gelbe Postkutsche hielt und der Schwager so lustig sein Horn blies, schwirrte fleißig die Schwalbenfamilie. Auf einmal haben sie sich, ein wunderbares Lieb. Wie Hunderte fleißiger Aktenführer horten sie auf den Dächern. Und

plötzlich begannen die Rollen melodientrauen zu tanzen. Am Himmel färbte sich jähmarischum der Regenbogen und darauf lobten Tausende neuerger Engelchen, die sich das Lieb abschrieben, um es bei der nächsten Heiter im Himmel zum Besten zu geben. Zum Dank hoben die Engelchen den Weg zur Sonne, nach dem Süden fliegen. Der Regen rieselte nicht mehr, als sie fortflohen.

Wer sich noch mehr die Schwalbennotizen auf den Telegraphenbrücken abschreiben hat, weiß ich nicht. Nur weiß ich, daß er der gelehrte Rünftler dieses Winters geworden wäre, daß er eine Nacht, erhabene Ruhe uns hätte aufzuführen können in dem Tannam der modernen Musik.

Die Schwalben sind fort.

Von Antonius Franz.

